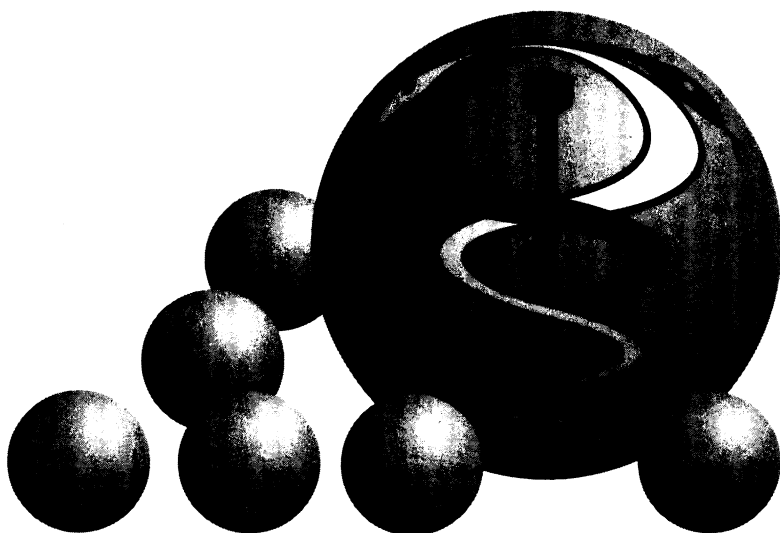


SVHA SCHWEIZERISCHER VEREIN HOMÖOPATHISCHER ÄRZTINNEN UND ÄRZTE
SSMH SOCIÉTÉ SUISSE DES MÉDECINS HOMÉOPATHES
SSMO SOCIETÀ SVIZZERA DEI MEDICI OMEOPATI

Zurück zu den Wurzeln

200 Jahre Homöopathie
Jubiläumskongress Luzern 1./2. November 1998

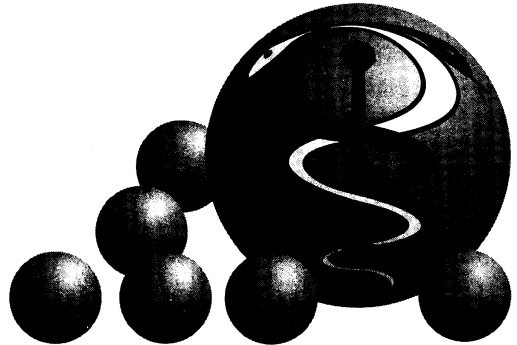


Mit freundlicher Unterstützung von

OMIDA AG
Homöopathische Heilmittel

Zurück zu den Wurzeln — 200 Jahre Homöopathie

Eine Auswahl der Referate anlässlich des
Jubiläumskongresses vom 1./2. November 1996 in Luzern
Veranstaltet vom Schweizerischen Verein
homöopathischer Ärztinnen und Ärzte SVHA



CIP- Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Zurück zu den Wurzeln — 200 Jahre Homöopathie

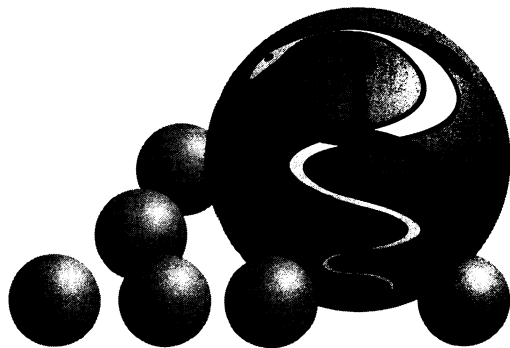
Eine Auswahl der Referate anlässlich des
Jubiläumskongresses vom 1./2. November 1996 in Luzern

© OMIDA AG behält sich alle Rechte vor. Ohne schriftliche Genehmigung ist es nicht gestattet, dieses Buch oder Texte daraus in irgendeiner Form zu vervielfältigen oder unter Verwendung elektronischer bzw. mechanischer Systeme zu speichern, auszuwerten und zu verbreiten.

Herausgeber:	SVHA
Verlag:	OMIDA AG, Küssnacht a. R.
Satz und Gestaltung:	CAT Design, Hünenberg
Druck:	Druckerei Ennetsee, Hünenberg

ISBN 3 - 9521421

Inhalt



Vorwort

Einführungsrede zum Jubiläumskongress

K. Halter 1

Homöopathische Arzneimittelprüfung mit Bryonia dioica und Bryonia alba

S. Niederle 3

Hahnemann und die Qualität der homöopathischen Arznei

P. Barthel 10

Die Homöopathie Hahnemanns zwischen Dogmatik und Dynamik

J. M. Schmidt 15

Das Konzept der Homöopathie des A. Masi-Elizalde

Ch. Weihe 30

La méthode du D' Masi pour étudier nos pathogénésies et nos cas cliniques et en comprendre la vraie souffrance et l'unité à la recherche d'une similitude de niveau élevé

Marie-Luc Fayeton 37

Le cas de Bruno

Comment la méthodologie du D' Masi nous permet d'augmenter la connaissance de nos remèdes et élargir nos prescriptions

Marie-Luc Fayeton 39

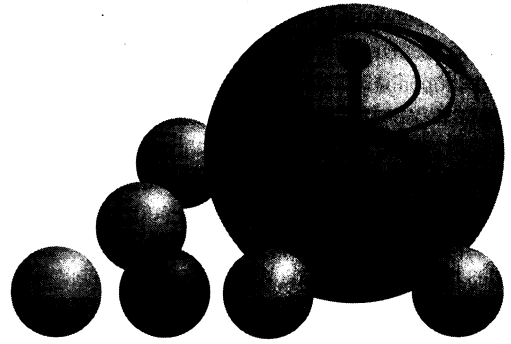
200 Jahre Homöopathie «Zurück zu den Wurzeln»

K. Halter 56

Kurzbiographien der Referenten 62

Die Homöopathie Hahnemanns zwischen Dogmatik und Dynamik

Josef M. Schmidt



Die Homöopathie ist heuer 200 Jahre alt geworden – im Gegensatz zu sämtlichen anderen Therapiesystemen aus jener Zeit, die heute nur noch historische, aber keine praktische Bedeutung mehr besitzen. Zwei Jahrhunderte hindurch ist ihre Tradition nicht abgerissen, sondern wurde von vielen Generationen homöopathischer Ärzte und Patienten, etwa über homöopathische Zeitschriften, homöopathische Vereine, homöopathische Ausbildungsstätten, homöopathische Krankenhäuser, homöopathische Apotheken und homöopathische Laienorganisationen, lebendig erhalten. Zumindest im deutschen Sprachraum ist die Homöopathie eigentlich jedem ein Begriff; kaum jemand hat das Wort noch nie gehört oder gelesen oder etwa auf dem Fenster einer Apotheke geschrieben gesehen (neben seinem Gegenbegriff, der «Allopathie»).

Was aber ist Homöopathie? Was verstanden bzw. verstehen ihre Verfechter und Widersacher, aber auch die Geschichtsschreiber darunter? Kann man davon ausgehen, dass sie ein allgemein verbindlich definierter Gegenstand ist, oder scheint es eher «angemessen, alles das als Homöopathie zu bezeichnen, was die Menschen der letzten zweihundert Jahre dafür hielten»? Tatsächlich finden sich in der älteren ebenso wie in der neueren Literatur nicht nur bei den Kritikern, sondern auch unter den dezidiertesten Vertretern der Homöopathie die unterschiedlichsten Ansichten darüber, was denn Homöopathie sei. Es scheint fast, als sei «Homöopathie» ein mehr emotional besetztes als inhaltlich definiertes Wort, durch dessen blosses Aussprechen oder Bekenntnis man sich bereits die Sympathie der «homöopathischen Gemeinschaft» verschaffen und die Antipathie der konventionellen Medizin zuziehen kann.

Zur Abgrenzung gegenüber der missverständlichen Verwendung des Begriffs durch andere Interessengruppen hat der Deutsche Zentralverein homöopathi-

scher Ärzte kürzlich folgende Definition aufgestellt: «Die Homöopathie ist eine ärztliche Therapieform mit Einzelarzneien, welche am Menschen geprüft sind und in der Regel in potenziierter Form nach dem Ähnlichkeitsprinzip verordnet werden.» Abgesehen davon, ob diese Definition gut oder schlecht, richtig oder falsch ist: Was autorisiert eigentlich Delegierte eines homöopathischen Vereins im ausgehenden 20. Jahrhundert dazu, festzulegen, was unter Homöopathie zu verstehen sei? Zahlenmässige Abstimmung kann das Kriterium dafür nicht gewesen sein, denn sonst würden sie sicherlich von homöopathisch praktizierenden Heilpraktikern, die es nach dieser Definition gar nicht geben dürfte, überstimmt werden. Die einzig gerechtfertigte Basis für derartige Entscheidungen dürfte doch nur Sachkenntnis sein, praktische, historische, philosophische und wohl auch politische. Was aber könnte die Grundlage solcher Sachkenntnis sein?

Da sämtliche Formen und Verzweigungen der Homöopathie weltweit immerhin die eine Gemeinsamkeit haben, dass sie sich alle auf den Begründer der Homöopathie, Samuel Hahnemann, berufen, kommt diesem die höchste, von allen anerkannte Autorität in dieser Frage zu. Um die Homöopathie zu verstehen bzw. zu lernen und zu lehren, ist es daher unumgänglich, immer wieder «zurück zu den Wurzeln» zu gehen und sich die Voraussetzungen, Ansprüche und Konzepte Hahnemanns bei der Begründung und Entwicklung seiner neuen Heilkunst zu vergegenwärtigen.

Aufgrund der historischen Zeitdifferenz ist uns die Homöopathie Hahnemanns nicht mehr direkt gegeben; sie liegt uns aber vor in Form seiner zahlreichen Publikationen, Krankenjournale und Patientenbriefe. Hahnemanns gesamtes publiziertes Werk umfasst allerdings 27 000 Seiten; sein homöopathisches Hauptwerk (die jeweils letzte Auflage des «Organons der Heilkunst», der «Reinen Arzneimittellehre» und der

«Chronischen Krankheiten») immerhin noch circa 4 500 Seiten. Die Frage nach dem Ursprung der Homöopathie Hahnemanns lässt sich aber naturgemäss weniger aus seinem Spätwerk als vielmehr durch eine systematische Analyse seiner frühen Schriften, etwa der bis 1810 publizierten 15 000 Seiten, beantworten (wie sie seit 1990 vorliegt).²

Das letzte uns erhaltene Vermächtnis aus Hahnemanns Feder wiederum ist sein 1842 fertig gestelltes Manuskript für die sechste Auflage des Organons. Aufgrund verschiedener widriger Umstände konnte es allerdings erst in diesem Jahrhundert veröffentlicht werden: 1921 auf der Grundlage einer handschriftlichen Abschrift von Richard Haehl und erst 1992, also genau 150 Jahre nach Fertigstellung, auf der Basis des Originalmanuskripts als textkritische Ausgabe.³

Zwischen den frühen Schriften und dem Spätwerk spannt sich nun der Bogen der Homöopathie Hahnemanns, doch nicht durchgängig als einheitlicher Block bestimmter Prinzipien und Dogmen, sondern oft auch in der Gestalt von Vorläufigkeiten, Zwischenergebnissen und Arbeitshypothesen – als Ausdruck einer kontinuierlichen Entwicklung und Dynamik. Obwohl die Homöopathie 1796 begründet und in ihrer Methodik bereits 1805 weitgehend niedergelegt war, verfeinerte und veränderte sie Hahnemann zeit seines Lebens, in Details wie auch in Grundsätzlichem. Je nachdem, welche Phase seines Schaffens man sich aus seinem Gesamtwerk heraus vergrössert, wird man also zu unterschiedlichen Ergebnissen in der Bestimmung der Homöopathie Hahnemanns kommen.

Aus diesem Grunde wurde vorgeschlagen, einen frühen und einen späten Hahnemann zu unterscheiden. Diese Unterscheidung hat sowohl historisch als auch inhaltlich/methodologisch etwas für sich. Zum einen konnten praktisch alle Schüler Hahnemanns der Frühform der Homöopathie, wie sie etwa in der ersten Auflage des Organons von 1810 niedergelegt war, noch folgen. Die Abgrenzung von Seiten der kritischen «Halb-Homöopathen» betraf ausschliesslich die späteren Modifikationen Hahnemanns an seiner Lehre. Zum anderen liegen zwischen den beiden «Homöopathien» Hahnemanns zwei Paradigmenwechsel: erstens die Annahme, dass wiederholtes Verdünnen und Verschütteln bzw. Verreiben einer Substanz ihre Arzneikraft nicht etwa vermindere, sondern erhöhe; zweitens das Übersteigen der reinen Phänomenologie der aktuellen Symptomatik durch das Einbeziehen der Zeitdimension bei der Anamnese von chronischen

Krankheiten. Es scheint, als sei der Unterschied zwischen den Ansätzen der frühen und späten Homöopathie unüberbrückbar – und doch stammen beide vom gleichen Menschen, von Samuel Hahnemann. In seiner Person könnte also der Faden gefunden werden, der beide miteinander verbindet.

Hahnemann lebte von 1755 bis 1843, das heisst nicht nur vor der Begründung der Zellulärpathologie durch Rudolf Virchow (1858) und der Begründung der Bakteriologie durch Robert Koch (1882), sondern auch vor der Begründung der Rezeptorthorie und Chemotherapie durch Paul Ehrlich und vielen anderen Meilensteinen der heutigen modernen Medizin, die wir von unserem heutigen Horizont erst einmal abziehen müssen, um uns dem Stand der Heilkunde zur damaligen Zeit zu nähern. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts herrschten vor allem die Systeme des Iatromechanikers Hermann Boerhaave und des Animisten Georg Ernst Stahl vor, doch bestand vor allem um die Jahrhundertwende ein enormer Pluralismus von Heilsystemen, zu denen etwa die übertriebene Aderlasstherapie Victor Broussais', der Brownianismus und der Mesmerismus gehörten.

Hahnemann studierte Medizin in Leipzig, Wien und Erlangen und promovierte 1779. In seinen ersten Jahren als niedergelassener Arzt beschäftigte er sich eingehend mit chemischen, pharmazeutischen, gerichtsmedizinischen und hygienischen Forschungen und übersetzte medizinische Standardwerke aus dem Englischen und Französischen. Nachdem er 1796 die Homöopathie begründet hatte, habilitierte er sich 1812 an der Universität Leipzig und hielt dort 17 Semester lang Vorlesungen zu seiner neuen Heilmethode. Als ihm das Selbstdispensieren seiner Arzneimittel verboten wurde, siedelte Hahnemann 1821 nach Köthen über, wo er sein Werk über «die chronischen Krankheiten» verfasste. Als Achtzigjähriger zog er mit seiner zweiten Frau 1835 nach Paris, wo beide zusammen bis zu seinem Tod mit 88 Jahren eine ausgedehnte Praxis führten.

Wissenschaftlich war Hahnemann nicht nur voll auf der Höhe seiner Zeit, sondern erwarb sich auch – noch vor seiner Begründung der Homöopathie – bedeutende Verdienste. So verfasste er etwa ein vierbändiges Apothekerlexikon, eine viel beachtete gerichtsmedizinische Abhandlung über die Arsenvergiftung und entdeckte eine Weinprobe auf Bleizucker sowie das auflöslische Quecksilberpräparat «Mercurius solubilis Hahnemanni». In der Psychiatrie beschritt er noch vor

Philippe Pinel, der als «Befreier der Irren von ihren Ketten» gilt, neue Wege und auch in Fragen der Hygiene und der Gesundheitspolitik vertrat er höchst moderne Ansichten.

Was für ein Mensch war nun Hahnemann? Wes Geistes Kind war er?

Hahnemanns Weltbild lässt sich in seinen Schriften von seiner frühen Jugend bis zu seinem Tod nachverfolgen und erweist sich praktisch als konstant. Laut seiner Autobiographie hatte sein Vater «die gesundensten, selbstgefundenen Begriffe von dem, was gut und des Menschen würdig genannt werden kann» an ihn weitergegeben. Dadurch, dass ihn sein Vater oft mit einer Denkaufgabe einschloss, wurde er von ihm systematisch zum selbständigen Denker erzogen. In diesem Sinne charakterisierte Hahnemann den wahren Arzt als einen, «der keinem System geschworen hat, nichts ununtersucht verwirft oder aufs Wort für bar annimmt und der das Herz hat, selbst zu denken und eigenhändig zu handeln».

Hahnemann vertrat einen undogmatischen Deismus im Sinne der Aufklärung und hatte ein teleologisch geordnetes Weltbild, das sich in etwa aus dem rationalistischen wolffschen System ergab. Mit 22 Jahren wurde er in eine Freimaurerloge aufgenommen, was in der damaligen Zeit unter gebildeten Männern durchaus keine Seltenheit war (so waren etwa Goethe, Mozart, Fichte u. v. a. m. ebenfalls Freimaurer). Insofern ist der Einfluss dieses gesellschaftlich sicherlich mit motivierten Schrittes auf Hahnemanns späteres Wirken nicht überzubewerten, wenngleich sich etwa die Protektion durch seinen Logenbruder Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen später als nützlich erweisen sollte.

Mit 24 Jahren interessierte er sich für den Materialismus von Holbachs, dessen «Système de la Nature» er übersetzen wollte. Es ist anzunehmen, dass ihn auch der Positivismus d'Alemberts und die Empfindsamkeit Rousseaus beeinflussten. Dem Christentum im konfessionellen Sinne stand Hahnemann zwar fern, er vertrat aber eine «natürliche Religion» und äusserte sich als über Siebzigjähriger sehr anerkennend über die «göttliche Weisheit» des Konfuzius.

Gott war für Hahnemann Liebe und Weisheit und das konsequenteste aller Wesen. Des Menschen Bestimmung sei es, sich diesem «grossen Urgeist» «auf der Leiter beseligender Empfindungen, menschenveredelnder Tätigkeiten und weltendurchschau-

ender Kenntnisse» zu nähern. Des Menschen körperliche Schwäche und Anfälligkeit für Krankheiten widerspreche der Güte und Weisheit des Schöpfers nicht; vielmehr müsse sie als Erziehungsmittel gesehen werden. Durch körperliche Unzulänglichkeit sollten der menschliche Geist und die menschliche Liebe angeregt werden, eine rationale und zuverlässige Heilkunde zu schaffen. Auch die Endlichkeit des menschlichen Erkennens bilde dabei keinen absoluten Einwand, da diese lediglich die theoretische «Ergrübelung» der letzten Ursachen von Krankheit und Heilung verhindere, nicht jedoch die sorgfältige Beobachtung von sinnlich wahrnehmbaren Zeichen und Symptomen und die zweckmässige therapeutische Anwendung des so erworbenen Wissens. Nach Hahnemanns Überzeugung mache Gott unmöglich, was unnütz sei; er mache aber auch möglich, was wirklich nötig sei. Zweifel an der grundsätzlichen Möglichkeit einer Heilkunde bzw. der Heilbarkeit von Krankheiten wies Hahnemann als Gotteslästerung zurück.⁴

Daraus erklärt sich Hahnemanns grundsätzliche Gegnerschaft zu all jenen medizinischen Systemen, die den Menschen in seiner Fülle und Unergründbarkeit durch eine Reduktion auf Kategorien einzelner Hilfswissenschaften erklären wollten, sei es der Chemie, Physik, Anatomie, Physiologie, Naturphilosophie usw. Hahnemann lehnte die rationalistische Tradition der Medizin ab, die sich für ihn von Galen (129–199) über Avicenna (980–1036) bis Friedrich Hoffmann (1660–1742) und John Brown (1735–1788) erstreckte. Viel mehr fühlte er sich der Tradition der Empiriker verpflichtet, deren Hauptvertreter für ihn Hippokrates (460–370), Aretäus (1. Jh.) und Thomas Sydenham (1624–1689) waren.

Während rationalistische Ärzte davon ausgehen, dass jede Krankheit von einer nächsten Ursache (causa proxima) herrührt, die aufgefunden und durch eine gezielte therapeutische Intervention beseitigt werden kann, bezweifeln die Empiriker unter den Ärzten, ob solche postulierten Ursachen überhaupt existieren, geschweige denn aufgefunden oder beseitigt werden können. Für sie ist der Organismus eine Art Black Box, dessen vollständige Erforschung und Erkenntnis unseren menschlichen Verstand übersteigt. Die Aufgabe des Arztes sei demnach einzig und allein die genaue Beobachtung sinnlich wahrnehmbarer Phänomene bzw. Veränderungen am Organismus (in Gesundheit und Krankheit, vor und nach Arzneimittelgabe usw.) und die Ableitung von therapeutischen Regeln aus dem so gewonnenen Erfahrungsschatz.⁵

Hahnemanns Begründung der allgemeinen Homöopathie vollzog sich in den Jahren zwischen 1790 und 1810; erst in den 1820er Jahren folgten noch grössere Modifikationen.

Bei seinem 1790 durchgeführten Selbstversuch mit Chinarinde beobachtete Hahnemann, dass sie bei ihm gerade jene Symptome hervorrief, die er von einem in Siebenbürgen selbst durchgemachten Wechselfieber her bereits kannte. Mit seiner Folgerung «Substanzen, welche eine Art von Fieber erregen, löschen die Typen des Wechselfiebers aus» war – nach Hahnemanns späterer rückblickender Interpretation – die «Morgenröte» der neuen Heillehre angebrochen.

Sechs Jahre später (1796) verallgemeinerte Hahnemann diese und ähnliche Beobachtungen zum eigentlichen Simileprinzip. In dieser Publikation bezeichnete er allerdings die Beseitigung offenkundiger Ursachen von Krankheiten (etwa die Tötung eines Bandwurms bei Magenkrämpfen oder das Erbrechenlassen von verdorbenem Mageninhalt) ausdrücklich als die «königliche Strasse» der Arzneibehandlung, der – wo sie durchführbar sei – der Vorzug gebühre. Wo diese nicht möglich sei, müsse man sich mit «spezifischen Mitteln» behelfen, Mitteln also, von denen zwar die Wirksamkeit in bestimmten Krankheitszuständen bekannt war, nicht jedoch ihr Wirkmechanismus. Über die wenigen bis dato bekannten Spezifika (wie Chinarinde bei Wechselfieber und Mercurius bei Syphilis) hinaus sollte es nach Hahnemann allerdings «so viele Spezifika geben, als es verschiedene Zustände der einzelnen Krankheiten gibt». Das Prinzip, nach dem neue spezifische Mittel aufgefunden und individuellen Krankheitszuständen zugeordnet werden sollten, sah Hahnemann jetzt in Arzneimittelprüfungen an Gesunden sowie der therapeutischen Verwendung desjenigen Mittels, dessen Prüfungssymptome den Patientensymptomen ähnlich waren (*Similia similibus*).⁶

Im folgenden Jahr (1797) berichtete Hahnemann über heftige Erstverschlimmerungen nach der Gabe einer dem Krankheitszustand ähnlichen Arznei (*Veratrum album* bei einer Darmkolik), was ihn dazu veranlasste, deren Dosis fortan nach und nach zu verkleinern. Ab diesem Jahr taucht auch der Begriff «dynamische Wirkung» in Hahnemanns Schriften auf.

1805 wies Hahnemann die Hilfswissenschaften Physik, Chemie, Botanik, Anatomie und Physiologie, was «ihren Einfluss auf das Heilgeschäft» angehe, in ihre

Grenzen, zumal «das eigentlich Heilsame in den Arzneien gar nicht in ihren Gesichtskreis gelangt». 1807 prägte Hahnemann den Begriff «homöopathisch», durch den die gesamte übrige Arzneitherapie zur «Allöopathie» wurde. Ab 1808 betrachtete Hahnemann seine bisherige Behandlungsmaxime als «Naturgesetz». 1810 war die Begründung der allgemeinen Homöopathie abgeschlossen. Das «Organon der rationellen Heilkunde» enthielt erstmals den vollen Wortlaut des Ähnlichkeitsprinzips: *Similia similibus curentur*.

Die Grundprinzipien der Homöopathie waren damit

1. die Verwendung von Einzelmitteln, also die prinzipielle Ablehnung von Arzneigemischen,
2. die Arzneimittelprüfung an Gesunden, in der untersucht wird, welche Symptome ein Arzneimittel an gesunden Menschen hervorzubringen in der Lage ist,
3. das Ähnlichkeitsprinzip, das heisst die Maxime «Behandle Ähnliches mit Ähnlichem», und
4. die Verwendung kleinster Gaben.

In seiner «Reinen Arzneimittellehre», erschienen 1811–1821 in sechs Bänden, beschrieb Hahnemann die Arzneimittelprüfungs-Symptome von 63 Substanzen. Geprüft wurden vorwiegend Pflanzen, aber auch Metalle bzw. Minerale (Eisen, Gold, Silber, Zinn, Quecksilber, Arsen), chemische Stoffe («Ätztstoff-Tinktur», Kochsalzsäure, Phosphorsäure) und die Kräfte des Magneten.

Neben den langen Symptomenverzeichnissen für jede einzelne Substanz versuchte Hahnemann in den jeweiligen Vorbemerkungen für einige «Polychreste» auch eine kurze Charakterisierung der Patienten, für die das jeweilige Mittel «vorzüglich passen» müsste (*Nux vomica*, *Ignatia*, *Pulsatilla*, *Rhus toxicodendron*, *Bryonia*, *Chinarinde*). Diese eher spärlichen Angaben Hahnemanns regten spätere Homöopathen zur Schaffung von «Arzneimittelbildern» für jedes Medikament an.

Für etwa ein Drittel der Arzneimittel gab Hahnemann auch an, bei welchen Krankheiten sie sich besonders bewährt hatten. So wirkte *Mercurius* zum Beispiel besonders gut bei Syphilis (1811), *Veratrum album* bei bestimmten Arten von Kachexien (1817), *Aurum* bei Melancholie, *Camphora* als «schätzbares Palliativ» bei Influenza, *Sulphur* bei Krätze (1818), *Spongia* bei Kropf (1821) usw. Das waren die Vorläufer der späteren «bewährten Indikationen».

Zur Veranschaulichung seiner Auffassung der Homöopathie als eines Wissens (um das Heilmittel) «im Voraus», also bereits vor seiner Anwendung am Kranken, veröffentlichte Hahnemann 1816 – einmalig in seinen gesamten Schriften – zwei homöopathisch geheilte Fälle aus seiner Praxis (mit *Bryonia alba* Urtinktur und *Pulsatilla C12*).

1816 führte Hahnemann mit der Beschreibung des Verdünnens und Verschüttelns von Arzneiaufösungen im Verhältnis 1:100 erstmals eine gewisse Standardisierung ein (RAL, Bd. 2, S. 27, 68). 1818 beschrieb er für feste Substanzen erstmals die Trituration im Verhältnis 1:100 (RAL, Bd. 4, S. 91, 266f.). Gleichwohl war für Hahnemann zu jener Zeit ein Tropfen einer Urtinktur entsprechend dem grösseren stofflichen Gehalt derselben durchaus noch eine stärkere Gabe als ein Tropfen etwa einer C12-Auflösung.

Erst um 1821, als er aufgrund des Dispensierverbots von Leipzig nach Köthen umziehen musste, findet sich eine grundsätzliche Änderung dieses Konzeptes der Arzneimittelwirkung in Hahnemanns Schriften. Ab jetzt sollte mit fortschreitender Verdünnung von Arzneimittelaufösungen deren Wirkung nicht mehr abgeschwächt werden, sondern kontinuierlich zunehmen. Arzneien seien nicht tote Substanzen, sondern geistige Wesen bzw. Kräfte, die im rohen Zustand in gebundener bzw. erstarrter Form vorliegen. Sie können durch eine besondere Zubereitung entbunden, entfaltet und entwickelt werden, wodurch ihre Wirkung schneller und heftiger werde. Ein Tropfen einer mit zehn Schüttelschlägen zubereiteten C1-Verdünnung habe nunmehr (1821) «fast dieselbe Stärke von Arzneikraft» wie ein Tropfen der Urtinktur, so dass sich auch bei weiterer Fortsetzung dieses Verfahrens «wenig oder keine Kraft-Abnahme in der Wirkung» ergebe.

1824 nannte er erstmals mohnsamengrosse «Streukügelchen» aus Zucker zur Zerteilung eines Tropfens Arzneiauflösung (RAL, Bd. 2, S. 80; Organon, §310). 1826 bezeichnete er eine C60-Verdünnung von Thuja «nicht etwa schwächer an Kraft als die minder verdünnten», sondern «an arzneilicher Wirkung eher stärker und stärker geworden». 1827 schliesslich prägte Hahnemann den Begriff des «Potenzierens» für das schrittweise Verdünnen, Verschütteln oder Verreiben von Arzneimitteln. 1829 empfahl er die C30 als Maximal- bzw. als Standardgabe.

Obwohl der Einwand, eine Hochpotenz entspreche der Auflösung eines Tropfens im Genfersee, schon seit

1821 besteht, hatte sich Hahnemann dadurch nicht beirren lassen. Wenn sich etwas in seiner praktischen Erfahrung als wirksam erwies, nach theoretischen Berechnungen jedoch nicht wirksam sein konnte, so war dies für ihn weniger ein Grund, seine diesbezüglichen Erfahrungen anzuzweifeln, als vielmehr, einen Fehler in der Theorie zu vermuten. Er schrieb dazu: Dass eine C30 «20, 30, 40 Tage und länger» eine Wirkung zeigt – «dieser wahre Satz gehört nicht unter die zu begreifen sein sollenden, noch zu denen, für welche ich blinden Glauben fordere. Ich fordere gar keinen Glauben dafür und verlange nicht, dass dies jemandem begreiflich sei. Auch ich begreife es nicht; genug aber, die Tatsache ist so und nicht anders. Bloss die Erfahrung sagt's, welcher ich mehr glaube als meiner Einsicht» (CK, Bd.1, 1828, 1835).

Eine weitere erhebliche Erweiterung seiner Lehre stellte Hahnemanns 1828 publizierte Theorie der chronischen Krankheiten dar.

Bereits ab 1816 hatte er bemerkt, dass die Homöopathie in ihrer damaligen Form zumindest nicht alle Krankheiten zu heilen vermochte. Bei «akuten Krankheiten, epidemischen Seuchen, sporadischen Fiebern und venerischen Krankheiten» war für ihn die allgemeine homöopathische Behandlung zwar «jedem allöopathischen Verfahren überlegen», doch über die homöopathische Behandlung chronischer Krankheiten konnte er nur sagen: «Ihr Anfang war erfreulich, die Fortsetzung minder günstig, der Ausgang hoffnungslos.»

Aufgrund verschiedener Beobachtungen und Schlussfolgerungen kam Hahnemann schliesslich zu folgendem Konzept: chronische Krankheiten beruhen auf einer «inneren Krätzkrankheit» (Psora), deren chronisches Miasma durch Ansteckung oder durch Erbschaft (Organon, 1842, §284, Anm.) übertragen werde. Zunächst bilde sich – als vikariierendes (stellvertretendes) Symptom – ein Hautausschlag, der die Gefährlichkeit der inneren Krankheit sozusagen in Schach halte. Bei dessen Unterdrückung durch bloss äussere Behandlung lodere die ansonsten «schlummernde» «innere Krätzkrankheit» auf und manifestiere sich in einer der vielen Formen chronischer Krankheiten. Bei deren Behandlung sollten demnach – über die aktuellen Symptome der vorliegenden chronischen Krankheit hinaus – stets auch die übrigen Symptome der «offenbaren Psora» berücksichtigt werden. – An der homöopathischen Entsprechung zwischen Krankheits- und Arzneimittelsymptomen hatte

sich durch diese späte Modifikation der Homöopathie allerdings nichts geändert.

Nach Hahnemanns Einteilung gab es nur drei verschiedene Arten von chronischen Krankheiten. Die beiden venerischen Krankheiten Syphilis und Sykosis machten nach seiner Schätzung zusammen etwa $\frac{1}{8}$ aller chronischen Krankheiten aus. Behandelt wurde die Syphilis mit *Mercurius solubilis* C30 und die Sykosis vor allem mit *Thuja occidentalis* C30. Die übrigen $\frac{7}{8}$ aller chronischen Krankheiten, also alle nichtvenerischen, hatten für Hahnemann ausnahmslos den gleichen Ursprung: «Psora». Hier war das Hauptmittel *Sulphur*, jedoch kamen – je nach individueller Symptomatologie – auch die übrigen «antipsorischen» Arzneien in Frage.

Hahnemann war sich bei seiner Modifikation der allgemeinen Homöopathie, die er «Psora-Theorie» nannte (Organon, 1842, §284, Anm.), des Hypothesen-Charakters derselben durchaus bewusst. Da diese Theorie auf Analogieschlüssen beruhte, die keine zwingenden Schlüsse sind, hatte sie selbst in Hahnemanns Augen nur eine «analoge Wahrscheinlichkeit», die er allerdings auf 99% schätzte (CK, 1835, Bd. 1, S. 100). Solange aber – so Hahnemann – keine bessere Theorie als Grundlage für die Behandlung chronischer Krankheiten existiert, sollten die Bezweifel der Theorie diese durch eigene Anwendung erst einmal selbst nachprüfen: «Negantis est probare.»

Als «antipsorische» Arzneimittel beschrieb Hahnemann vor allem Substanzen pflanzlicher, tierischer, metallischer bzw. tellurischer sowie chemischer Herkunft und gab für fast jedes Mittel zum Teil seitenlange Listen von Krankheitszuständen an, bei denen es sich als «vorzüglich hilfreich» erwiesen hatte.

Die letzte, endgültige Modifikation der homöopathischen Dosologie (Gabenlehre) stellte Hahnemanns Entwicklung der Q-Potenzen dar, deren Herstellung und Anwendung er erstmals und ausschliesslich 1842 im Manuskript der letzten Auflage seines Organons beschrieb. Diese Ausschliesslichkeit hatte zur Folge, dass das letzte Vermächtnis Hahnemanns bis zum Erscheinen der haehlschen Organon-Ausgabe (1921) der homöopathischen Welt unbekannt geblieben war und auch dann noch bis zum Erscheinen der textkritischen Ausgabe (1992) in seiner Authentizität angezweifelt und grösstenteils ignoriert wurde. Dabei war diese neue Potenzierungsart für Hahnemann weniger ein Umsturz seiner bisherigen Praxis als vielmehr der End- und Höhepunkt einer kontinuierlichen Entwicklung hin-

sichtlich der Dosierungsvorschriften homöopathischer Arzneimittel.

Bei der Ausarbeitung seiner Anweisungen zur Herstellung und Einnahme von Q-Potenzen konnte Hahnemann fast durchgängig auf früher bereits selbst gefundene Regeln zurückgreifen. Dazu gehören die Auflösung der Arznei in Wasser, die Verteilung der Gabe auf mehrere Tage (1801), das standardisierte Verdünnungsverhältnis 1:100 (1816), die Verwendung von Zucker-Globuli (1824), die standardisierte C3-Trituration (1828), die Verkürzung der Intervalle zwischen den einzelnen Gaben (1832), die Änderung des Potenzgrades bei wiederholten Gaben (1835), das Schütteln des Arzneifläschchens vor jeder Einnahme (1837) und die «50 und mehr starken Stoss-Schläge» pro Potenzierungsstufe (1839).

Fast alle Elemente der Herstellung und Einnahme von Q-Potenzen waren von Hahnemann also noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht worden, allerdings stets auf C-Potenzen bezogen. Das wirklich Neue, das sich nur in Hahnemanns Manuskript zur sechsten Auflage des «Organons» findet, war der Einschub des zusätzlichen Zerteilungsschritts eines Tropfens auf 500 Kügelchen pro Potenzierungsstufe. Hierdurch sollten die Q-Potenzen bei unverminderter Arzneikraft milder wirken und daher täglich bzw. stündlich wiederholt werden können. Damit hatten sie einen bedeutenden Vorteil gegenüber den C-Potenzen, deren Nachteil vor allem in der Gefahr erheblicher Erstverschlimmerungen und den langen Wartezeiten bis zur nächsten Gabe bestand.⁷

Auch das Konzept Hahnemanns, Krankheit als «Verstimmung der Lebenskraft» zu begreifen, taucht in seinen Schriften erst relativ spät in den 1820er Jahren auf. Da diese Vorstellung in den früheren Werken Hahnemanns völlig fehlt und damit bei der Begründung der Homöopathie praktisch keine Rolle spielte, ist sie also nicht konstitutiv für die Homöopathie, sondern lediglich ein später Versuch, sich ihre Wirkungsweise plausibel zu machen.

Hahnemann hatte in seinem Leben zwei verschiedene Erklärungsversuche für das Simile-Prinzip vorgelegt. Der eine basierte auf dem Konzept einer durch das Arzneimittel hervorgerufenen Kunstkrankheit, die mit der ebenfalls als Entität gedachten natürlichen Krankheit interagiere – je nachdem, ob sich beide ähnlich oder unähnlich seien. Bei unähnlichen werde eine neue hinzutretende Krankheit von einer stärkeren bestehenden Krankheit abgehalten (wie etwa eine Herbstruhr

von einer chronischen Krankheit), eine neue stärkere Krankheit könne aber eine schwächere bestehende Krankheit suspendieren (wie etwa Pocken die Masern, die dann nach Abheilen der Pocken ihren Krankheitsverlauf fortsetzen) oder sie komplizieren. Sind die beiden Krankheiten ähnlich (wie etwa Kuhpocken und Menschenpocken), vernichte bzw. heile die stärkere die schwächere. Dies seien für Hahnemann reine «Erfahrungssätze» (Hlk. d. Erf., 1805), «auf deren szientifische Erklärung wenig ankomme» (Organon, 1842, §28).

Einen «noch wahrscheinlicheren Erklärungs-Versuch» legte Hahnemann fünf Jahre vor seinem Tod vor, indem er annahm, dass durch die Einwirkung der homöopathischen Arznei «der Lebenskraft ihr Krankheitsfeind vergrößert vorgehalten» werde, woraufhin diese veranlasst und gezwungen werde, «ihre Energie zu erhöhen» und wieder selbst die Herrschaft über den Organismus zu übernehmen (CK, 1838, Bd. 4, S. V-VIII).

Beide Interpretationen spiegeln Hahnemanns unterschiedliche Einschätzung der Rolle der Naturheilkraft wider. Betonte er in seinen frühen Jahren noch, die prinzipiell sinnvoll handelnde Natur in ihren Anstrengungen zu unterstützen, so traute er ihr in seiner späteren Zeit fast nichts mehr zu, sondern erwartete alle Hilfe für den Patienten von der Homöopathie. Hand in Hand mit Hahnemanns steigendem Selbstbewusstsein bezüglich der Mächtigkeit seiner Heilkunst sank also seine Meinung gegenüber der Naturheilkraft, die er zunächst als Führerin anerkannt hatte, nun aber als der unbedingten Unterstützung durch die Kunst bedürftig einschätzte.

Ausgehend von Hahnemanns Weltbild wurde versucht, die wichtigsten Stationen seiner Begründung und Weiterentwicklung der Homöopathie aufzuzeigen. Rückblickend und zusammenfassend können dabei drei Hauptgruppen aufeinander folgender Prinzipien (logisch wie auch chronologisch) unterschieden werden.

- Die Prinzipien des Rationalismus, Deismus sowie seine Anthropologie und sein teleologisches Denken ziehen sich seit Hahnemanns frühesten Veröffentlichungen (1775) praktisch unverändert durch alle seine Werke.
- Die Grundprinzipien der Homöopathie, also Einzelmittel, Arzneimittelpfahrungen an Gesunden, Simile-Prinzip und die Verwendung kleinster Gaben, tauchen 1796 in Hahnemanns Schriften auf und bleiben in sämtlichen weiteren Publikationen konstant.

- Das Konzept des Potenzierens von Arzneimitteln, die Psora-Theorie und die Krankheitsauffassung als einer Verstimmung der Lebenskraft äusserte Hahnemann dagegen erst ab den 1820er Jahren, behielt sie dann aber ebenfalls bei.

Während die erste Auflage des Organons (1810) von diesen letzten Ergänzungen Hahnemanns noch gänzlich frei war (obwohl darin die Homöopathie in ihren Grundlagen bereits vollständig begründet und beschrieben war), können in der sechsten Auflage (1842) mindestens drei verschiedene Schichten unterschieden werden:

- Unterbau: Hahnemanns weltanschauliche Standpunkte.
- Mittelbau: Die Grundprinzipien der Homöopathie, die von allen Homöopathen anerkannt werden.
- Überbau: Spekulationen des späten Hahnemann, die in der Rezeption umstritten waren und sind.

Weil diese Ebenen in Hahnemanns Spätwerk meist innig miteinander verflochten sind, ist es für Anfänger, die gleich mit der Lektüre des Organons beginnen, oft nicht leicht, sich darin zurechtzufinden.⁸

Trotz mancher vermeintlicher Diskontinuitäten und Inkonsistenzen der Homöopathie Hahnemanns scheint ihre Einheit letztlich durch die Einheit der Person ihres Begründers, der sie in ihren frühen wie späten Stadien ja als seine Heillehre ansah, verbürgt zu sein. So hat selbst für diejenigen Homöopathen, die in ihrer kritischen Hinterfragung bereits über die Sekundärliteratur hinaus und bei den Quellen angelangt sind, ein «Hahnemann dixit» meist den Status einer letzten Begründung, über die nicht mehr hinaus gefragt werden kann.

Ein konkreter Mensch bildet nun einerseits zwar eine Einheit, ein Ganzes, ein Individuum. Andererseits ist er aber auch etwas Zusammengesetztes (lat. *concretus* = zusammengesetzt) – körperlich (aus Organen, Zellen, Molekülen usw.), seelisch (aus Gefühlen, Wünschen, Ängsten usw.) und geistig (aus Gedanken, Werten, Idealen usw.). Ähnlich wie bei einem Mosaik, das nur dann und deshalb eine gelungene Einheit bildet, wenn alle seine dazu notwendigen Bausteine erstens vorhanden und zweitens richtig platziert sind, kann auch das Wesen und die geistige Gestalt eines Menschen wohl nur dann als adäquat erfasst gelten, wenn zumindest die hauptsächlichen ihn bestimmenden Kräfte und deren relative Wertigkeit richtig beschrieben sind. Im

Gegensatz zum statischen Mosaik kann sich das Verhältnis bzw. die Hierarchisierung der einen Menschen konstituierenden Elemente allerdings im Laufe seines Lebens, ja von Augenblick zu Augenblick, ändern, doch lassen sich durchaus längerfristige von kurzfristigeren Antrieben unterscheiden. Die Gesamtheit der jeweiligen Impulse würde dann einen bestimmten Menschen erst als ihn selbst konstituieren – langfristige mehr sein Wesen und seinen Charakter, kurzfristige eher momentane Stimmungen und Launen.

Anstatt sich immer nur auf die konkrete Entität und Autorität Hahnemanns zu berufen, könnte nun einmal versucht werden, die Genese und Entwicklung der Homöopathie aus der Dynamik der jeweils vorherrschenden geistigen Kräfte, die den real existierenden Hahnemann zu jedem Zeitpunkt erst konstituierten, zu rekonstruieren. Auch eine Symphonie lässt sich ja nur aus dem dynamischen Verhältnis der ihr zugrunde liegenden Akkorde, Harmonien, Leitmotive, Rhythmen usw. erfassen. Obwohl sie letztlich eine Einheit bildet, ist die Proportion der sie konstituierenden Momente in jedem Augenblick doch eine andere.

Im Falle Hahnemanns lassen sich die zentralsten Leitmotive seines Lebens vor allem aus seinen zahlreichen, unermüdlichen Äusserungen zur hohen geistigen und sittlichen Bestimmung des Menschen ablesen. Für Hahnemann war der Mensch das edelste aller Wesen und dazu geschaffen, durch Vervollkommen seiner emotionalen, praktischen und geistigen Fähigkeiten Glückseligkeit zu finden und dabei Gott die Ehre zu geben. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts unterschieden sich rhetorische Topoi dieser Art zwar nicht allzu sehr von denen eines Grossteils anderer Zeitgenossen, doch kann retrospektiv aus der Biographie Hahnemanns abgeleitet werden, dass es sich in seinem Falle bei dieser Betonung des Strebens nach Höherem weniger um ein sympathieheischendes Lippenbekenntnis handelte als vielmehr um eine sein Leben und Wirken bestimmende Konstante, die er mit grosser Ernsthaftigkeit und Konsequenz vertrat.

Dieses starke Interesse an einem geistigen und sittlichen Leben stand in Hahnemanns Innerem wohl an höchster Stelle und muss daher einer der wesentlichsten Impulse für die Begründung und ebenso auch für die Weiterentwicklung der Homöopathie gewesen sein. Diese auf den ersten Blick harmlose Feststellung verliert sofort alles Anekdotische und bekommt eine unerwartete Brisanz, wenn man bedenkt, unter welch veränderten Rahmenbedingungen heute versucht wird, die

Homöopathie zu begründen bzw. zu rechtfertigen. Damals war es für einen gebildeten Menschen noch möglich, sich eine Heilkunde, ja selbst die Art der sich erst langsam konstituierenden Naturwissenschaften, so zu entwerfen, dass diese mit einem schönen, sittlichen und erfüllenden Leben vereinbar war. Damit befand man sich während der Zeit der Aufklärung, des deutschen Idealismus und auch der Romantik in bester philosophischer Gesellschaft. Die typische Frage von Naturphilosophen wie Schelling lautete: Wie muss Natur, Geist, Materie, Organisches, Anorganisches usw. gedacht (konstruiert) werden, damit erstens der Zusammenhang zwischen diesen Begriffen enträtselbar ist und zweitens (und dabei nicht weniger wichtig) ich mich als sittliches und geistiges Wesen begreifen kann?⁹ Der Ausgangspunkt war damit klar und unwiderruflich das Interesse der Vernunft und des Gemüts an einer erkennbaren und sittlichen Welt; das Ziel bzw. das Gesuchte war eine Wissenschaftslehre bzw. – in Hahnemanns Fall – die Grundlegung einer rationalen Heilkunde, deren Rahmenbedingungen durch das genannte unhintergehbare Interesse abgesteckt waren.

Heute scheint das Verhältnis gerade umgekehrt zu sein. Unwiderruflich vorgegeben scheinen zu sein: der an den heutigen medizinischen Fakultäten vorherrschende Anspruch auf Naturwissenschaftlichkeit; die Verflechtungen der Medizin mit der pharmazeutischen Industrie; die festen Strukturen der professionalisierten Ärzteschaft sowie der Krankenkassen; die staatlichen Vorgaben zur Kostensenkung usw. usf. Gesucht ist heute eine Möglichkeit, unter ebendiesen Rahmenbedingungen einigermaßen sittlich und erfüllt leben zu können sowie in einer Nische dieses Systems eine Existenzberechtigung der Homöopathie zu finden. Die Frage scheint heute zu lauten: Was muss ich tun, wie muss ich praktizieren, was muss ich nachweisen, um von den bestehenden Institutionen anerkannt oder zumindest geduldet zu werden? Entsprechend diesen gesamtgesellschaftlichen Vorgaben bemüht man sich von homöopathischer Seite eben, zum Beispiel die Wirksamkeit homöopathischer Arzneimittel gegenüber Placebo nach pharmakologischen Standards nachzuweisen, naturwissenschaftlich plausible Hypothesen für die Wirksamkeit ultramolekularer Verdünnungen zu entwerfen, die Kostenersparnis homöopathischer gegenüber herkömmlicher Behandlung zu belegen, *expressis verbis* die Grenzen der Homöopathie zu definieren, um sich forensisch abzusichern usw.

Es scheint, als hätte heute das Streben nach Anpassung an das bestehende System und die Erfüllung gesell-

schaftlicher Ansprüche jenen Stellenwert in der Hierarchie der inneren Werte-Ökonomie eingenommen, den früher bei zahlreichen Gebildeten der Drang innehatte, sich eine schöne, wohl geordnete geistige Welt zu schaffen. Dieses inzwischen oftmals nur noch rudimentär vorhandene Streben nach einem überschaubaren, wohnlichen Kosmos, in dem sich das Leben lohnt, zieht heute im Konfliktfall meist wie selbstverständlich den Kürzeren. – Einige Beispiele aus der Entwicklung der Homöopathie Hahnemanns mögen dies verdeutlichen.

Heute scheint es völlig klar zu sein, dass es unheilbare Krankheiten gibt. Wer eine solche diagnostiziert bekommt, habe eben Pech gehabt und keine Chance mehr; jede Hoffnung auf Heilung sei überflüssig, ja geradezu dumm und naiv. Diese Meinung scheint aus heutiger Sicht unmittelbar einleuchtend zu sein, durch Statistiken bewiesen, in der Praxis verifiziert. Hahnemann dagegen konnte zu seiner Zeit noch theologisch argumentieren, dass es keine unheilbaren Krankheiten geben könne: so etwas zu behaupten wäre geradezu Gotteslästerung! So wahr es einen weisen und gütigen Gott gebe, müsse es auch für jede Krankheit ein Heilmittel geben; es liege nur an den Ärzten, dieses im Einzelfall zu finden. So stark war in Hahnemann das Interesse an einer Welt, in der er sich als sittlicher und intelligenter Arzt verwirklichen konnte, dass er, wie er selbst sagt, «eher alle Schulsysteme der Welt verschworen hätte, als diese Gotteslästerung stattfinden zu lassen» (1808). Die Radikalität, mit der Hahnemann für sich also die prinzipielle Möglichkeit einer Heilkunde klärte, bevor er sich darauf einliess, macht die innere Hierarchisation seines Strebens nach Vervollkommen in einer sinnvollen und sittlichen Aufgabe deutlich.

Auch der semiotische Ansatz Hahnemanns hinsichtlich der Arzneimittelprüfung und Anamneseerhebung beruht auf derselben Argumentation. Mag ein heutiger naturwissenschaftlich ausgebildeter Mediziner durchaus nachvollziehen und zugestehen, dass nach der Gabe einer Substanz in einer Arzneimittelprüfung an Gesunden bestimmte Symptome auftreten und dass ein konkreter Patient diesen ähnliche Symptome habe, so bereitet es ihm doch grösste Schwierigkeiten, «einzu-sehen», warum diese Substanz für diesen Patienten deshalb das heilende Arzneimittel darstellen soll, und auch Homöopathen kommen hier rasch in Argumentationsnot. Man versucht, naturwissenschaftliche kausale Mechanismen als Erklärungen oder zumindest als Hypothesen zu finden, oder verweist auf

die Empirie bzw. auf klinische Studien, was Kritiker aber meist nicht wirklich befriedigt. Letztlich sind auch die Homöopathen mit dieser Situation der Beweisnot unzufrieden, weil sie einerseits etwas praktisch anwenden, was sie andererseits weder sich selbst noch anderen theoretisch ausreichend plausibel machen können.

Hahnemann dagegen hatte andere innere Präferenzen: höher als der Wunsch, Erklärungen für seine bisherigen Erfahrungen zu suchen, war bei ihm der Impetus, überhaupt eine Heilkunde zu schaffen, innerhalb der es möglich war, mit (mathematischer) Gewissheit zu heilen, was für ihn wiederum erst die Voraussetzung dafür war, als sittliches und geistiges Wesen ärztlich tätig zu sein. Wäre dies für Hahnemann nicht vorab gesichert gewesen, wäre er lieber in der Gerichtsmedizin, in der Chemie oder bei der Schriftstellerei geblieben. Auch an diesem kritischen Punkt argumentierte Hahnemann wieder theologisch: Da aus Gottes Liebe und Vernunft und Konsequenz folgt, dass es eine sichere Heilkunde geben müsse, da andererseits aber oft weder die Ursachen von Krankheiten noch die Wirksubstanzen von Arzneistoffen erkennbar sind, sei diese Kenntnis offenbar gar nicht nötig, um Krankheiten zu heilen. Aus den genannten Prämissen folge vielmehr, dass es möglich sein müsse, allein mit Hilfe dessen, was direkt wahrnehmbar ist (das sind die Symptome der Patienten sowie der gesunden Probanden), Kranke zu heilen. Krankheiten müssen sich also in den Krankheitssymptomen und die Arzneikräfte der geprüften Substanzen sich in den Prüfungssymptomen dem, der sie sehen könne, «offenbaren». Akzeptiert man diese Logik, erscheint das Simileprinzip tatsächlich als das einzig mögliche rationale und sichere Heilprinzip. Hahnemanns Hauptproblem war damit für ihn gelöst, alles Weitere waren für ihn minor problems. Im Gegensatz zur heutigen Situation hatte er zum Beispiel kein Problem damit, dass der Begriff der Offenbarung mit den Begriffen der modernen, naturwissenschaftlich orientierten Medizin nicht kompatibel ist.

An vielen weiteren Stellen der Homöopathie Hahnemanns lassen sich ähnliche Problematiken und ähnliche Lösungen finden. Das Simileprinzip impliziert zum Beispiel die grundsätzliche Ganzheit und Einheit des Menschen. Dies wiederum bedeutet, dass ein Patient immer nur als Ganzer erkranken und es Lokalkrankheiten daher prinzipiell nicht geben könne. Daraus folgte für die Lehre, dass ein Patient auch eine Warze am Finger oder an der Nase so lange mit sich herumzutragen habe, bis sein Arzt ein homöopathisches Mittel gefunden hat, auf das hin sie sich zurück-

bildet. Das strikte Verbot lokaler Therapien wurde allerdings von Hahnemann bei der Behandlung von Feigwarzen selbst teilweise abgemildert, als er ihre gleichzeitige lokale Bepinselung mit Thuja-Tinktur erlaubte (Organon, 1842, § 282, Anm.) – ein Zugeständnis des Empirikers Hahnemann an den Systematiker Hahnemann. Aus heutiger Sicht, das heisst unter anderen erkenntnistheoretischen Bedingungen bzw. unter einer anderen Hierarchisierung der Wichtigkeit menschlicher Interessen, scheint es unangebracht zu sein, auf einer abstrakten Einheit des Menschen zu beharren und deshalb auf eine zum Beispiel chirurgisch mögliche rasche Beseitigung von störenden Hautanhängseln zu verzichten. Man könne ja klinische Studien durchführen und gegebenenfalls anhand von Messungen der Langzeitauswirkungen ihre vermeintliche Unbedenklichkeit belegen.

Als letztes Beispiel dieser noch weiter fortsetzbaren Aufzählung möge die Genese der Psora-Theorie betrachtet werden. Hahnemann hatte erkannt, dass die allgemeine Homöopathie in Epidemien und akuten Krankheiten zwar erfolgreicher als die damalige reguläre Medizin war, doch seine gute Beobachtungsgabe und sein kritischer Geist verboten es ihm, die Misserfolge bei chronischen Krankheiten zu übersehen. Einem modernen, naturwissenschaftlich ausgerichteten Bewusstsein wäre es an dieser Stelle möglich gewesen, anzunehmen, dass dieser Bereich der chronischen Krankheiten vielleicht jenseits der Grenze des (zumindest mit der Homöopathie) Heilbaren liege, oder gar an der Homöopathie als Ganzes zu zweifeln. Hahnemann dagegen fuhr nach der Konstatierung seiner bisherigen Misserfolge sogleich fort: «Und dennoch war die Lehre selbst auf die unumstösslichsten Pfeiler der Wahrheit gestützt und wird es ewig sein» (CK, 1828, Bd. 1, S. 6). Nachdem er nun bei den meisten chronisch Kranken eine Krätz-Infektion in der Vorgeschichte gefunden hatte, bestimmte wieder das Interesse an einer Lösung, die es ihm erlaubte, sich nicht nur als scharfsinniger und wohlthätiger Arzt, sondern geradezu als Werkzeug der Vorsehung zu begreifen, die nun folgende Argumentation. Die Vorgaben waren also: die Homöopathie musste gerettet, durfte also allenfalls erweitert oder geringfügig modifiziert werden, und Hahnemanns Leben und Wirken musste dadurch eine Vollendung erfahren. Bei diesem Anspruch war a priori klar, dass nicht etwa die Ursache nur einiger, sondern aller chronischer Krankheiten aufzufinden war, wobei sich das damals am weitesten verbreitete Miasma dazu förmlich anbot. (Vorstellbar wäre auch eine Theorie frühkindlicher Traumata, Verrenkun-

gen der Wirbelsäule, örtlicher Wasseradern oder Ähnliches gewesen – niemals aber zum Beispiel eine Auflistung verschiedener Differentialdiagnosen, von denen ein Teil gar nicht und der Rest oft nur palliativ zu behandeln sei, wie dies aus der Sicht der modernen Medizin erscheinen mag.)

Mit den genannten Beispielen soll nun weder gesagt werden, dass die Homöopathie Hahnemanns nichts als eine beliebige Konstruktion eines Schöngeistes sei, noch, dass die heutige, naturwissenschaftlich ausgerichtete Medizin sozusagen die «eigentliche» Realität erfasse. Beide Ansätze, der homöopathische wie der naturwissenschaftliche, sind Entwürfe von sicherlich ehrenwerten Ärzten, beide verdanken sich wohl grösstenteils edler und gemeinnütziger, zum Teil aber auch nicht ganz uneigennütziger Absichten. Beide sind möglich, wie die Geschichte beweist, beide sind insofern gleich real. Keiner ist absolut falsch, keiner ist absolut richtig. Weder der eine noch der andere wird von nur guten oder nur schlechten Menschen favorisiert und praktiziert. Der Unterschied liegt hier vielmehr lediglich in einer kleinen Verschiedenheit, die allerdings gigantische Konsequenzen hat. Es ist der Unterschied in der Hierarchisation der Antriebe, die zur Konstituierung des jeweiligen Heilsystems führten und weiterhin führen.

Spätestens an dieser Stelle wird nun deutlich, dass sich das Phänomen Homöopathie auf einer nur medizinischen Ebene ebenso wenig begreifen lässt wie auf einer allein historischen.

Die moderne Medizin und ihre Hilfswissenschaften können in klinischen Studien zum Beispiel bewährte Indikationen verifizieren oder falsifizieren, in Tier- oder Laboruntersuchungen die vermeintliche Wirksamkeit von ultramolekularen Verdünnungen nachzuweisen versuchen, physikalische Unterschiede zwischen Hochpotenzen und reinem Lösungsmittel aufspüren und kybernetische oder andere Modelle zur Veranschaulichung des vermeintlichen Wirkmechanismus entwerfen usw. Die Homöopathie ist aber mehr als all dies zusammen. So wenig das Kausalprinzip, das den Naturwissenschaften schon immer zugrunde liegt, durch seine wiederholte Anwendung bewiesen wird, so wenig kann auch das Simileprinzip oder die Semiotik von Prüfungssymptomen auf diese Weise gerechtfertigt oder widerlegt werden.

Die Medizingeschichte wiederum kann vielfältige Parallelen und Unterschiede der Homöopathie zu anderen zeitgenössischen Heilmethoden aufzeigen, Fak-

toren für ihre Verbreitung oder Verfolgung herausarbeiten, ihren sozio-ökonomischen Stellenwert in verschiedenen Epochen bestimmen, Biographien ihrer bedeutendsten Vertreter verfassen usw. Doch die Homöopathie als Ganzes ist damit nicht vollständig in den Griff zu bekommen. Indem sich die Geschichtsschreibung ausserdem als vermeintlich neutral und nur deskriptiv begreift, hat sie keine Möglichkeit, den relativen (oder auch nur den therapeutischen) Wert verschiedener Ansätze zu beurteilen, geschweige denn die Frage nach deren Berechtigung bzw. Sinn zu stellen.

Ist die Reflexion einmal an diesem Punkt angelangt, ist bereits das Reich der Philosophie betreten. Hier kann verhandelt werden, welcher Lebensentwurf (und damit auch indirekt: welcher Entwurf einer Heilkunde) sinnvoller ist und welcher weniger, welche logischen Implikationen damit jeweils verbunden sind und welche Haltungen und Zielverfolgungen einem guten und schönen Leben eher dienlich sind als andere. Grundsätzlich ist ja weder die Natur des Menschen noch der Sinn des Lebens eine neutrale, unabhängige Grösse, die ohne eigene Mitwirkung irgendwo ausserhalb des Betrachters aufgefunden werden könnte. Obwohl bzw. gerade weil man sich selbst nie ganz objektiv gegenüberstellen kann, sondern immer schon mitten im eigenen, konkreten Leben steht, hat man aber auch die Möglichkeit bzw. die Freiheit, durch kleine, selbst getätigte Weichenstellungen sein ganzes Leben zu verändern. Die kolossalen Auswirkungen von geistigen Umdenkprozessen oder inneren Umstrukturierungen kann jeder am eigenen Leibe, im Privatbereich, aber auch in seinen gesellschaftlichen Auswirkungen erfahren. Man denke nur an die individuellen, sozialen, politischen und sonstigen Folgen, die bestimmte Religionen oder Ideologien, aber auch geistige Ausrichtungen wie zum Beispiel Wissenschaftspositivismus, Profitmaximierung, Umweltbewusstsein, Emanzipation usw. usf. nach sich ziehen können. Je nachdem, in welche Ordnung wir die zahlreichen, förmlich in der Luft liegenden, als prinzipielle Verkörperungs- und Identifikationsmöglichkeiten sich uns anbietenden geistigen Kräfte bringen, das heisst, wie wir sie in uns hierarchisieren, so, in dieser Weise, konstituieren wir uns, so sind wir dann eben.

Genau an diesem Punkt scheiden sich aber auch die Geister. Ungeachtet der Zeit- und Ortsgebundenheit spezieller geistiger Bewegungen scheint es in allen Epochen zumindest zwei Hauptgruppen von Menschen gegeben zu haben: die mehr materialistisch und die mehr idealistisch Eingestellten. So sprach Platon

bereits von der «Gigantomachia peri tes ousias» (vom Riesenstreit über das Sein) zwischen denen, die alles von unten, und denen, die alles von oben erklären wollen (Sophistes, 246), und Fichte konstatierte lapidar: «Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist» und meinte dabei die grundsätzliche Entscheidung zwischen Dogmatismus und Idealismus (1. Einl. i. d. Wsch.lehre, 1797, Kap. 5).

Nach dem Gesagten scheint es also genauso wichtig zu sein, die Innendimension des Begründers einer Heilkunde zu berücksichtigen wie die äusseren Umstände, mit denen er zu kämpfen hatte oder die ihm entgegenkamen. So wie man einen Philosophen nur dann versteht, wenn man seine Frage verstanden hat, so könnte der Schlüssel zum Verständnis der Homöopathie Hahnemanns auch in dessen oberstem Problem liegen, das etwa so lautete: Wie ist eine Heilkunde möglich, die es mir erlaubt, wirklich zu heilen und mich dabei als sittliches und geistiges Wesen begreifen zu können?

Die heutige, naturwissenschaftlich ausgerichtete Medizin steht dagegen in einer hierzu nahezu konträren Tradition. Seit dem 17. Jahrhundert lautet die alles dominierende Frage der Wissenschaften und der Industrie und grösstenteils auch der Medizin: Wie lässt sich die Natur am sichersten beherrschen? Im Gegensatz zu früheren Epochen wurde daher seit Francis Bacons Zeiten versucht, mit Schrauben und Zwingen der Natur ihre Geheimnisse zu entreissen, wobei die dadurch gewonnenen Ergebnisse oft mehr über den Frager als über die Befragte aussagten.

Hahnemann stand nun am Schnittpunkt dieser beiden widersprüchlichen Strömungen: Einerseits vertrat er – vor allem in seinen jüngeren Jahren – grundsätzlich einen Wissenschaftspositivismus, der ihn hoffen liess, die Heilkunde aus ihrem Status einer «Vermutungskunst» in den Rang einer sicheren Wissenschaft erheben zu können. Andererseits wirkte selbst in seinem Bekenntnis zur aufgeklärten, «natürlichen Religion» noch die lange Tradition einer Bescheidenheit gegenüber den Möglichkeiten menschlicher Erkenntnis nach, wie sie in der Scholastik so formuliert worden war: «credo, ut intelligam» (ich glaube, damit ich erkennen möge, Anselm von Canterbury, 11. Jh.). Wie gezeigt wurde, wäre ohne seinen Glauben an einen weisen und gütigen Schöpfer weder Hahnemanns Begründung der Homöopathie noch ihre Weiterentwicklung zustande gekommen. Freimütig gab er zum Beispiel durchaus

zu, die lange Wirksamkeit einer Hochpotenz (C30) «selbst nicht zu begreifen». Obwohl er zwar, wo immer es ging, «zu wissen wagte» (aude sapere), war das Eingeständnis seines Nichtverstehens unerwarteter Effekte für ihn keineswegs das Schlimmste. Schlimmer wäre es für ihn gewesen, wenn keine Heilkunde möglich gewesen wäre, innerhalb der er erfolgreich praktizieren und sich gleichzeitig als sittliches und geistiges Wesen erleben und begreifen konnte.

Aus diesem Grunde wäre die moderne Iatrotechnologie für Hahnemann, würde er heute leben, wohl keine Alternative. Die Umsetzung des Ziels der Naturbeherrschung, das diese ja anvisiert, scheint nämlich mit dem hohen Preis seiner Rückwirkung auf das Menschenbild und damit auf die Grundlagen der Lebensqualität verbunden zu sein. Je grösser und anmassender die Möglichkeit des eigenen Verstandes, die Natur und damit auch den Menschen zu erkennen und zu beherrschen, eingeschätzt wird, desto kleiner und eindimensionaler erscheint letztlich, wenn man ihn völlig auf naturwissenschaftliche Kategorien reduziert hat, der Mensch und desto unwichtiger und sinnloser sein individuelles Leben. Je kleiner und bescheidener dagegen die Reichweite des menschlichen Verstandes eingestuft wird, desto grösser, reicher und mehrdimensionaler wirkt der Mensch und desto wunderbarer das Mysterium seines Lebens. Obwohl letztere Einstellung, also eine Haltung der Ehrfurcht und Selbstdisziplin, die Qualität des Lebens des Einzelnen wie auch der Gesellschaft erhöhen kann, wird das auch heute vorhandene Interesse daran anderen Interessen (etwa dem der Naturbeherrschung) untergeordnet. Antike Philosophen hätten gefragt: Was nützt uns alles Wissen und alle Naturbeherrschung, wenn uns dabei die Freude und Lust an der Unerschöpflichkeit des Lebens abhanden kommt, am Erzählen von Geschichten, an der Anrufung der Götter, an der Erzeugung des Schönen in der Kunst usw.? Trotz bereits vorhandener technischer Möglichkeiten wurde das Programm der Naturbeherrschung früher nie so monoman durchgezogen wie erst ab der Neuzeit, eben aufgrund anderer Prioritäten.

Zu Hahnemanns Zeit war es offensichtlich noch möglich, die Prioritäten ähnlich zu setzen wie in der klassischen Antike. Hatten sich während der deutschen Klassik und Romantik noch Geist und «Realität» die Waage gehalten, so gewann nach Hahnemanns Tod – mit der Industrialisierung – die so genannte Realität in Form von Materialismus und Technik endgültig die Oberhand. Dementsprechend wird heute zum Zwecke der Steigerung der Lebensqualität diese nicht – philo-

sophisch – dort gesucht, wo sie einst verloren ging, sondern sie wird psycho-/biometrisch zu messen und technisch zu optimieren versucht.

Die Auseinandersetzung um die Homöopathie, das lässt sich inzwischen erkennen, ist also keineswegs ein nur medizinisches Problem. Liessen sich die von ihr für sich in Anspruch genommenen und von der modernen Hochschulmedizin einem so genannten Placebo-Effekt zugerechneten Heilungen mittels einer klar definierten Versuchsanordnung, die beiden Ansätzen gerecht wird, objektiv überprüfen, wäre der Konflikt längst ausgestanden. Beide Seiten müssten sich dem Ausgang eines Experimentum crucis beugen und zur Tagesordnung übergehen.

Doch erstens sind die methodischen Prämissen der beiden Systeme miteinander inkompatibel und beide Parteien benutzen Immunisierungsstrategien als von vornherein bestehende Hintertürchen, um ein nicht erwünschtes Ergebnis abzuschwächen oder ganz zu negieren. War die homöopathische Therapie zum Beispiel nicht erfolgreich, so lag das aus der Sicht der Homöopathen nicht an der Homöopathie als solche, sondern am einzelnen Homöopathen, der lediglich das richtige Mittel nicht gefunden habe, oder an der mangelnden Qualität der verwendeten Arzneimittel, an unterdrückender allöopathischer Begleitmedikation, an Heilungshindernissen wie früheren Impfungen, Amalgamfüllungen usw. War die homöopathische Therapie dagegen erfolgreich, lag dies aus der Sicht der Hochschulmedizin an Spontanremissionen, Placebo-Effekten, Fehlern im Studien-Design, heimlicher zusätzlicher allöopathischer Therapie usw.

Zweitens ist in den meisten Fällen gar nicht ausgemacht, was eigentlich jeder der Kontrahenten unter Homöopathie versteht. Da sie eine schwierig zu erlernende, eigenständige Disziplin ist, ist es praktisch ausgeschlossen, dass ein unter anderen Paradigmen ausgebildeter konventioneller Mediziner auf Anhieb oder nach nur flüchtiger Beschäftigung einen richtigen Begriff davon erlangt. (Auf homöopathische Ärzte trifft der umgekehrte Vorwurf in der Regel nicht zu: sie haben ja selbst eine konventionelle medizinische Ausbildung durchlaufen.) Zu dieser Unsicherheit im Einkreisen des Gegenstandes gehört auch das oft auftauchende Missverständnis, zu fordern, das Simileprinzip naturwissenschaftlich zu beweisen. Wie ein Axiom wird ein Prinzip (lat. principium = Anfang, Ausgangspunkt) aber immer schon vorausgesetzt; jeder Beweis ist demgegenüber auf bestimmte

Voraussetzungen angewiesen, die selbst gerade nicht beweisbar sind.

Drittens, und am wichtigsten, involviert die Homöopathie, wie gezeigt wurde, noch ganz andere Dimensionen, die sich nur philosophisch thematisieren und aufzeigen lassen. Sie berührt letzte Fragen nach dem Sinn und Zweck unseres Lebens und grundsätzlich möglicher Lebensentwürfe. Losgelöst vom geistigen und seelischen Hintergrund ihres Begründers könnten von seiner Homöopathie daher immer nur Teile erfasst werden; gerade die wichtigsten Verbindungsglieder bzw. das sie vereinende, geistige Band würde fehlen. Eine Heilmethode, die durch künstlich erzeugte elektromagnetische Felder vermeintliche elektromagnetische Felder des Patienten verändert, wäre noch keine Homöopathie im Sinne Hahnemanns, selbst wenn beide Felder einander ähnlich wären!

Die Homöopathie Hahnemanns wurde nämlich noch vor der definitiven Vergegenständlichung des Menschen als materielles, biochemisches, kybernetisches, quantenmechanisches oder sonstiges (reduktionistisches) Gebilde begründet. Dies ist die grosse Schwierigkeit, wenn es heute um ihre Integration in den eben darauf eingestellten Wissenschaftsapparat geht. Dies ist aber auch die grosse Chance, sich an das zu erinnern, was im letzten Jahrhundert der Medizin abhanden gekommen ist. In Hahnemanns Gedankenkosmos hatte der Mensch noch eine Innendimension, die nicht blosses Epiphänomen neuronaler Ströme von Gehirnzellen war, sondern unhintergehbare letzte Instanz, der man bedeutende Rechte zugestand – etwa beim Entwurf des eigenen Lebensplanes oder einer rationalen Heilkunde. Rational hiess für Hahnemann nie so etwas wie logische Sterilität, sondern immer auch das Einbeziehen der Perspektive dieses eigentlichen Lebensquells des Menschen. Höchst irrational wäre es für ihn gewesen, den Menschen als restlos naturwissenschaftlich erklärbar zu halten.

Vergegenständlichungen des Menschen, wie sie in der Naturwissenschaft unvermeidbar sind, werden dann problematisch, wenn sie zu Weltbildern verallgemeinert werden. Aus der spielerischen, absichtlichen Beschränkung des eigenen Horizontes zum Zwecke einer spezifischen Fragestellung wird dann unversehens eine Globalsicht des Menschen und des Universums. So glaubt man heute vielfach ohne weiteres, dass sich nach einem vermeintlichen Urknall Sterne und Planeten, über die Ursuppe und Hyperzyklen darauf erste Lebewesen und über Mutation

und Selektion schliesslich die Gattung Mensch samt aller Kulturleistungen entwickelt habe. Auf die Spitze getrieben wird das diesem Weltbild zugrunde liegende Programm, alles, samt dem Innenleben des Menschen, mit Materie und Spielregeln, das heisst streng kausalmechanisch, zu erklären, in der Soziobiologie. So definiert zum Beispiel Richard Dawkins eine Mutter als «eine Maschine, die so programmiert ist, dass sie alles in ihrer Macht Stehende tut, um Kopien der in ihr enthaltenen Gene zu vererben» und der Begriff «Gott» ist für ihn ein Lautgebilde, das menschliche Gehirne wie ein Virus befallen kann und sich wegen des Überlebensvorteils, den es den davon Infizierten gewährt, immer weiter verbreitet. Glücklicherweise wird dieses unmittelbar aus dem naturwissenschaftlichen Ansatz resultierende Menschenbild selbst von streng naturwissenschaftlich ausgebildeten Ärzten normalerweise durch hippokratische und karitative Ansprüche überlagert und daher nicht in dieser Radikalität vertreten, was innerhalb dieses Paradigmas aber nicht begründbar, sondern lediglich inkonsequent ist.

Hat man nämlich aus der unendlichen Fülle des Lebens und der Welt erst einmal alles bis auf Materie und so genannte Naturgesetze ausgeblendet und schliesslich nur noch Fakten vor sich, so ist es an diesem Punkt nicht mehr möglich, eine Ethik zu begründen. Aus blossem Sein folgt nie ein Sollen. So lassen sich in pluralistischen Gesellschaften, die man sich aus atomistischen und grundsätzlich egoistischen Einzelnen zusammengesetzt vorstellt, deren Interessen meist nur durch Gewalt (diktatorischer Machtspruch oder demokratische Abstimmung), nicht aber durch die Berufung auf eine allen gemeinsame Vernunft koordinieren. Erst wenn hinter den genannten kritischen Punkt zurückgegangen wird und Dimensionen wie Subjektivität, Gott, Geist, Gemüt usw. und deren vektorielle Verfasstheit anerkannt statt kategorisch ausgegrenzt werden, ergibt sich eine reale Basis zur Begründung einer Ethik.

Die Anerkennung der Innendimension und der Bestimmung des Menschen, wie sie für Hahnemann eine Selbstverständlichkeit war, scheint heute zwar wesentlich schwieriger, deshalb aber nicht weniger wichtig zu sein. Sie ist ein Akt der Freiheit, doch nicht der Beliebigkeit. Sie sollte nur das anerkennen, was auch ohne und vor ihr schon der Fall war, das heisst, sie sollte eine bestimmte Verfasstheit des Menschen nicht erst stiften, sondern nur erinnern. Auf diese Weise könnte sie dem Menschen die Fülle seiner Dimensionen und Entfaltungsmöglichkeiten zurückgeben, die ihm durch den Siegeszug der

Naturwissenschaften mehr und mehr bestritten worden sind. Dies braucht nun nicht nur als Akt reiner Menschenfreundlichkeit verstanden zu werden. Eine Revision bzw. Erweiterung des streng naturwissenschaftlichen Menschenbildes ist – angesichts der potentiellen Gefährlichkeit der modernen Medizin, die sich unter anderem in medikamentös verursachten Allergien, Abhängigkeiten, Krankheiten und Todesfällen zeigt – heute auch zu einer ökologischen Aufgabe ersten Ranges geworden.

Ausgehend vom Versuch einer Bestimmung der Homöopathie Hahnemanns ist die Untersuchung nun bei letzten Fragen der Anthropologie und Ethik angekommen. Dies mag auf den ersten Blick verwundern, doch wäre die Homöopathie wirklich etwas Abgegrenztes, Wohldefiniertes, das seinen festen Platz in der Systematik der Naturwissenschaften oder der Medizingeschichte hätte, so wäre sie dort wahrscheinlich in einer mit einem klaren Etikett versehenen Schublade verschwunden und mit der Zeit vergessen worden. Indem sie aber so weit durch alle Disziplinen verzweigt ist und praktisch alle Dimensionen des menschlichen Lebens beinhaltet, ist und bleibt sie geradezu eine Herausforderung, über den Zusammenhang dieser sonst so disparaten Gebiete nachzudenken. Dadurch, dass die Beschäftigung mit der Homöopathie Hahnemanns dazu zwingt, hinter die letzten beiden Jahrhunderte unserer Medizin- und Wissenschaftsgeschichte zurückzugehen, bietet sich dem Interessierten die seltene Möglichkeit, die in manchen Aspekten ganz andere Welt eines damaligen Arztes gleichsam von innen kennen zu lernen. Gelänge es dann, die Essenz bzw. das Charakteristische davon in unsere Zeit zurückzutransformieren, würde dies neue Gestaltungsmöglichkeiten hinsichtlich der Weiterentwicklung der Homöopathie eröffnen.

Wer anerkennen kann, dass das Interesse an der Gestaltung einer Heilkunde und letztlich eines Kosmos, in dem man sich geistig und seelisch wohl fühlen kann, so legitim ist wie das Interesse an der Heilung von Krankheiten, wird die von Hahnemann aufgestellten Dogmen in einem milderem Licht bewerten. Etwas vereinfachend lässt sich sagen, dass all die Stellen des homöopathischen Gebäudes, an denen Hahnemann bei der Begründung theologisch argumentierte, dem modernen Leser als Dogmen erscheinen. Neben dem Simileprinzip sind dies vor allem die Semiotik der Krankheitssymptome und der Arzneimittelprüfungssymptome und eigentlich auch die strikte Ausgrenzung allöopathischer Zusatztherapien. In der Verurteilung

der Leipziger «Bastard-Homöopathen» ob ihrer «unhomöopathischen Verbrechen» (1832) zeigte sich der religiöse Eifer einer entrüsteten Seele, die das ihr so teure und geliebte medizinische Gebäude vor dem unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch retten wollte.

Andere Eckpunkte der Lehre wurden unter weniger dramatischen Umständen aufgestellt, mehr aus strategischen Gründen, obwohl Hahnemann von der Sache her grundsätzlich auch offen für das Gegenteil gewesen wäre. Erinnert sei hier an den Organon-Paragraphen (274b) über die vermeintliche Verwendungsmöglichkeit von Doppelmitteln, den Hahnemann bereits in den Druck gegeben hatte, dann aber doch noch auf den Rat einiger Schüler hin kurz vor Drucklegung zurücknahm (1833). Oder seine Interpretation der Cholera-Behandlung mit Kampfer als letztlich doch homöopathisch, eben dem System der Homöopathie zuliebe, obwohl er auch die Möglichkeit sah, sie als antiseptische Abtötung der Cholera-Erreger zu interpretieren (1831). Bei all diesen und ähnlichen Fixierungen ist zu berücksichtigen, dass es Hahnemann wohl nicht um die Durchsetzung vordergründiger Eigenwilligkeiten ging, sondern um die Rettung der Homöopathie als der aus seiner Sicht einzigen Möglichkeit, sichere, rationale, wohl tätige und erhebende Heilkunde zu betreiben.

Neben einem verbesserten Verständnis für Hahnemanns Unnachgiebigkeit in manchen Punkten erleichtert die Berücksichtigung seiner eigentlichen, innersten Interessen auch den Nachvollzug seiner bis ins hohe Alter dynamischen Veränderungen der Lehre, besonders was die Dosologie angeht. Da es sich hier aus seiner Sicht um ausschliesslich empirisch zu lösende Fragen handelte, die keine grundsätzlichen Konsequenzen für die Lehre als Ganze hatten, gab es hier kaum etwas, was er nicht variierte, um das jeweilige Optimum herauszufinden: das Verdünnungsverhältnis, die Zahl der Schüttelschläge, die Intervalldauer zwischen den einzelnen Gaben, den Potenzierungsgrad, aufsteigende und absteigende Reihen usw. Nicht immer strich Hahnemann beim Überarbeiten seiner Schriften allerdings konsequent sämtliche alte Stellen, so dass sich daher in ein und demselben Werk teilweise alte und neue Vorschriften gleichzeitig finden, was gründliche Leser oft verunsichert.

Als Fazit für den Umgang mit den Homöopathien des späten 20. Jahrhunderts ergibt sich Folgendes: Wer nicht nur homöopathische Mittel im Sinne der Definition des Gesetzgebers verordnen, sondern

tatsächlich Homöopath von innen sein möchte, müsste wohl mit der geistigen Gestalt des Begründers der Homöopathie in grösstmöglicher Ähnlichkeit übereinstimmen. Da die einen Menschen bewegend und konstituierenden Kräfte in ihrer Totalität wohl mehr oder weniger bei sehr vielen Ärzten vorhanden sind, wird es vor allem auf eine möglichst ähnliche Hierarchisation derselben ankommen. Bei wem der Drang zum Entwurf sowie zur Aufrechterhaltung und Verteidigung einer Sichtweise, die es erlaubt, sich als Arzt als geistiges und sittliches Wesen zu begreifen, an oberster Stelle steht, könnte demnach zum engeren Kreis der echten Hahnemannianer gehören. Natürlich müssen heute andere wissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigt werden, als sie Hahnemann zu seiner Zeit bekannt waren. So stark der Drang nach naturwissenschaftlicher Erkenntnis bei Hahnemann auch war, so stand dieser in seiner inneren Hierarchie wohl doch höchstens an zweiter Stelle. Auch der Wunsch, sich selbst und seine sehr grosse Familie materiell zu versorgen, war sicherlich ein mächtiger Antrieb seines unermüdlichen Schaffens, doch folgte dieser vermutlich höchstens an dritter Stelle.

Diese versuchsweise vorgeführte Hierarchisierung einiger der hauptsächlichsten Antriebskräfte Hahnemanns will nun keineswegs wiederum als Dogma, sondern vielmehr als dynamisches Angebot aufgefasst werden, in dieser Richtung weiterzudenken. Mit diesem Paradigma der Hierarchisation der zentralen Lebensimpulse könnten zum Beispiel die heutigen Vertreter neuerer Homöopathieschulen an Hahnemann gemessen werden. Die Gretchenfrage würde lauten: Steht insgeheim nicht doch Punkt 2 oder Punkt 3 an oberster Stelle? Wo dagegen die innere Hierarchisierung Hahnemanns vorliegt, würde die Homöopathie in echt hahnemannschem Geist fortgeführt werden.

Da nicht ein für allemal feststeht, was der Mensch und was Medizin ist, bleibt jeder Arzt dazu aufgerufen, sich an der inhaltlichen Ausgestaltung der Anthropologie und der Heilkunde zu beteiligen, wobei es legitim ist, sich sein Leben und seinen Beruf so zu entwerfen, dass man dabei nicht nur anderen Menschen helfen, sondern ebenso seine Bestimmung als Mensch verwirklichen kann. Unter diesem Aspekt lassen sich aber auch die Menschenbilder der neueren Homöopathieschulen inhaltlich miteinander vergleichen und beurteilen. Will man sich zum Beispiel wirklich als ein in einer bestimmten Frequenz schwingender konzentrischer Kegel begreifen, dessen Frequenzebene von der Resonanzfrequenz eines Zuckerkügelchens verschoben

werden kann? Oder will man sich wirklich als ein Konglomerat von Wahnvorstellungen begreifen, von denen es niemals eine völlige Befreiung geben sollte und hinter denen das Nichts lauert? Oder will man sich so begreifen, wie Thomas von Aquin das Wesen des Menschen gefasst hat – im klassisch teleologisch-christlichen Sinne? usw. usf.

Wie auch immer die individuelle Entscheidung des Homöopathen ausfallen mag, fest steht, dass hier – zumindest im Falle einer bewussten Auseinandersetzung – der ganze Mensch gefordert wird, seine logische Urteilskraft ebenso wie sein Gemüt, sein Inneres wie sein Äusseres. Während die moderne, naturwissenschaftlich ausgerichtete Hochschulmedizin von Ärzten unterschiedlichster Weltanschauungen studiert und angewandt wird, ohne dass sich deren Verschiedenheit auf die gelehrte Methodik und ausgeübte Praxis auswirkt, sind in der Homöopathie – selbst am Ende des 20. Jahrhunderts – nach wie vor Medizin und Ethik bzw. Physik und Metaphysik innig und unauflösbar miteinander verbunden. Vielleicht ist dies einer der Hauptgründe für ihre ungebrochene, derzeit wieder zunehmende Attraktivität.

- 1 Martin Dinges (Hrsg.): Homöopathie. Patienten, Heilkundige, Institutionen, von den Anfängen bis heute. Heidelberg 1996, S. 16.
- 2 Josef M. Schmidt: Die philosophischen Vorstellungen Samuel Hahnemanns bei der Begründung der Homöopathie (bis zum Organon der rationellen Heilkunde, 1810). München 1990.
- 3 Organon der Heilkunst. Textkritische Ausgabe der von Samuel Hahnemann für die sechste Auflage vorgesehenen Fassung. Bearb., hrsg. u. mit e. Vorw. vers. von Josef M. Schmidt. Heidelberg 1992; vgl. auch Samuel Hahnemann: Organon der Heilkunst. Standardausgabe der sechsten Auflage. Auf der Grundlage der 1992 vom Hrsg. bearb. textkrit. Ausg. des Manuskriptes Hahnemanns (1842) hrsg. von Josef M. Schmidt. Heidelberg 1996.
- 4 Josef M. Schmidt: Anthropologie und Medizin. Zum Menschenbild unterschiedlicher therapeutischer Konzepte. Allg. Hom. Ztg. 237 (1992) 95–104, 140–148.
- 5 Vgl. dazu Harris L. Coulter: Divided Legacy. A History of the Schism in Medical Thought. 3 Bde. Washington 1973–1977.
- 6 Vgl. dazu Josef M. Schmidt: Der Simile-Weg als «deuteros plous» in der Arzneitherapie – Konzeption und Rezeption. Documenta Hom. 12 (1992) 51–59.
- 7 Josef M. Schmidt: Die Bedeutung der sechsten Auflage des Organons der Heilkunst (1842) für die Pharmakotherapie. In: Homoeopathia internationalis (= Proc. 48th Congr. Liga Med. Hom. Intern. April 24–28, 1993, Vienna). Wien, München, Bern 1993, S. 227–236.
- 8 Josef M. Schmidt: dtv-Atlas zur Homöopathie. München 1998 (im Druck).
- 9 Reinhard Löw: Qualitätslehre und Materiekonstruktion. Zur systematischen Aktualität von Schellings Naturphilosophie. In: Schelling. Seine Bedeutung für eine Philosophie der Natur und der Geschichte. Hrsg. von Ludwig Hasler. Stuttgart 1981, S. 99–106.